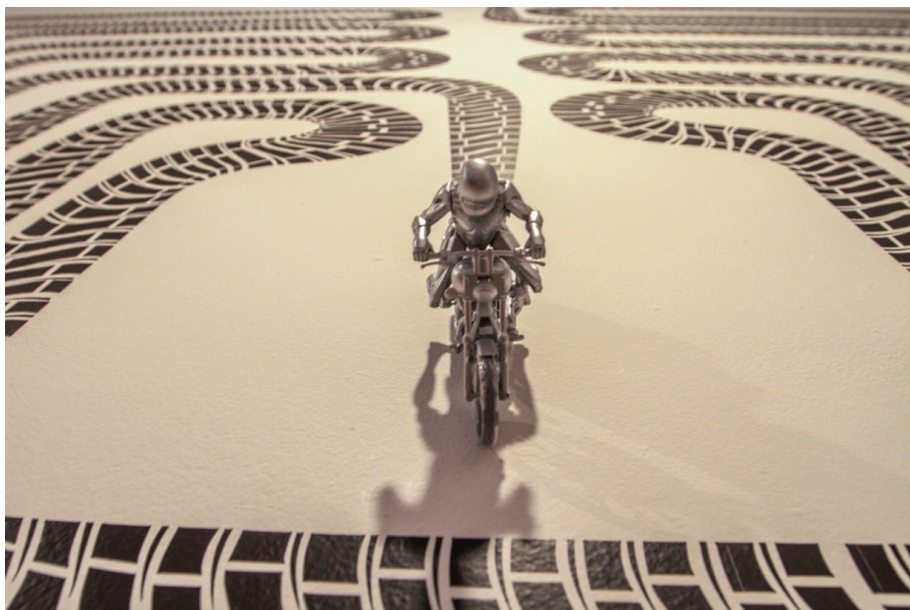


Diskussion



Regina Silveira: SNAKE 2 (detail) (2007). Adhesive vinyl and toy motorcycle.

Techno-Phänomenologie.

Von multistabilen Diskursen, Meisterdenkern und der Neugier auf Technologie. Rezension zu Robert Rosenberger und Peter-Paul Verbeek (Hg.): *Postphenomenological Investigations. Essays on Human-Technology Relations*. Lanham/Boulder/New York/London: Lexington Books 2015, (*Postphenomenology and the Philosophy of Technology*, Bd. 2). 282 Seiten.

Der Band *Postphenomenological Investigations* ist der zweite Band der seit 2014 bei Rowman & Littlefield erscheinenden Reihe *Postphenomenology and the Philosophy of Technology* und kann durchaus als ihr erster gelesen werden, nämlich als eine Einführung in die Strömung der sogenannten ›Postphänomenologie‹. Mittlerweile sind dreizehn Bände in dieser Reihe erschienen und zeugen von der Umtriebigkeit der ›Community‹, die sich als ein stabiles Grüppchen mit wiederkehrenden Autor_innen überwiegend aus dem amerikanischen und nordwesteuropäischen/skandinavischen Raum und vor allem im Gefolge eines unumstrittenen Meisterdenkers präsentiert: Don Ihde, der bereits seit den siebziger Jahren intensiv zu Fragen der Technikphilosophie mit phänomenologischen und pragmatistischen Methoden forscht und so die ›Postphänomenologie‹ begründet hat. Ihde ist ohne Frage der Husserl der Postphänomenologie. Fast alle Bände der erwähnten Reihe (zu denen er, wenn es nicht gerade seine eigene Monographie ist, gerne Vorworte schreibt) diskutieren Ihdes Werke und Methoden, entwickeln diese weiter und präsentieren neue Fallstudien zu neuen Technologien, was von einer nicht abreißenden Neugier zeugt, sich die technologische Welt der Gegenwart phänomenologisch reflektiert zu erarbeiten. Die Themen der Sammelbände und Monographien reichen von digitalen Medien und Design über erneuerbare Energien bis zu Einzelstudien, etwa zum *Cell Phone*, dem Diphtherie-Serum und zu akustischen Techniken (letzteres in einer Arbeit von Ihde selbst). Die beforschten Gegenstände lassen sich unter dem (natürlich von Ihde) kreierten Schlagwort der ›Human–Technology–World‹ Relationen zusammenfassen.

Eine schöne, fast paradigmatische ›phänomenologische Bewegung‹ also, die nun auch ihr ›Jahrbuch‹ hat – man ist fast nostalgisch erinnert an das durch Edmund Husserl 1912 gegründete *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung*, das die damalige phänomenologische Szene zu einem Publikationsprojekt versammelte. Die Steilvorlage des ziemlich ansehnlichen ›Outputs‹ dieser histori-

schen Reihe, die Arbeiten wie die *Ideen I*¹ (von Husserl selbst), Max Schelers *Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik*,² Adolf Reinachs *Apriorische Grundlagen des bürgerlichen Rechts*³ oder Martin Heideggers *Sein und Zeit*⁴ enthält, wird man in dem (vorerst) bescheidenen Philosophiezeitalter hundert Jahre später vielleicht nicht ganz einholen können. Aber sieht man einmal davon ab, so war auch dieses Publikationsorgan angelegt wie das, was Ihde vorschwebt: Das Sammelbecken zu werden für Texte einer ganzen Generation von Phänomenolog_innen (damals: Edith Stein, Eugen Fink, Oskar Becker, Roman Ingarden, Gerhart Husserl, Hedwig Conrad-Martius, Alexander Pfänder, Moritz Geiger, Aurel Kolnai etc.) und vor allem zentral für die Formierung einer neuen Identität: die der Phänomenologie, einer philosophischen Strömung und Methode, die sich von ihrem Zugang revolutionäre Erkenntnisse und ein tieferes Verständnis der ›Sachen selbst‹ versprach.

Im Gegensatz zu Husserl, der gleich mit dem ersten Band seines Jahrbuchs (den *Ideen I*) die Münchner und Göttinger Phänomenologen transzendentalphilosophisch vor den Kopf stieß und dann von Heidegger mehr oder weniger frontal angegriffen wurde, hat Don Ihde scheinbar auch das Glück einer großen Harmonie im Inneren seiner akademischen Bewegung. Was man seit 1913 eher eine konstitutive ›Tradition der Disloyalität‹ in der Phänomenologie im Namen der ›Sachen selbst‹ nennen könnte, die sich hauptsächlich durch Absetzungsbewegungen von Husserl und dann immer dem nächsten Vorgänger auszeichnet, liest sich bei den Postphänomenolog_innen vereinter und weniger konfliktreich. Dementsprechend sind Peter-Paul Verbeek, die sehr erfolgreiche, vermutliche Kronprinzfigur der Bewegung, und Robert Rosenberger, ebenfalls ein wichtiger Protagonist, auch Mitherausgeber der ganzen Reihe. Ebenso geben sie den Sammelband heraus, der hier besprochen werden soll.

Was sind nun ›die Sachen‹, die die Postphänomenologie untersucht? Und was ist ›Postphänomenologie‹ eigentlich? Um das herauszufinden, eignet sich der Band ausgezeichnet, insbesondere aufgrund seiner ausführlichen Einleitung »A Field Guide to Postphenomenology« (S. 9–42), verfasst von Rosenberger und Verbeek (und zwar, selbstverständlich, nach einem Vorwort von Don Ihde). Der ›Field Guide‹ enthält neben einem geschichtlichen Rückblick über das Werk von Ihde eine Überblickshafte, sehr brauchbare Einführung in die Grundkonzepte der Postphänomenologie und ihr Forschungsprogramm.

-
- 1 Edmund Husserl: »Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie«, in: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 1 (1913), S. 1–323.
 - 2 Max Scheler: »Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik: Band 1, in: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 1.2 (1913), S. 405–565.
 - 3 Adolf Reinach: »Die apriorischen Grundlagen des bürgerlichen Rechtes«, in: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 1.2 (1913), S. 685–847.
 - 4 Martin Heidegger: »Sein und Zeit«, in: *Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung* 8 (1927), S. 1–438.

Die Postphänomenologie versteht sich als eine spezifische Art der Technikphilosophie, sie ist, in Ihdes einleitenden Worten, ein philosophischer Analysestil, der sich mit Science and Technology Studies (STS) auseinandersetzt. Ihr Gegenstand sind Technologien bzw. genauer, die Relationen, über die sich ›Mensch‹ und ›Welt‹ im Technologiegebrauch wechselseitig konstituieren. Das Verhältnis von Mensch, Technologie und Welt wird dabei nicht als ein bloß geschichtlich datierbares verstanden (etwa seit dem Industriezeitalter), das zu einem unvermittelten oder ursprünglichen Weltverhältnis irgendwann noch additiv dazugekommen wäre. Vielmehr wird der Zeuggebrauch als eine konstitutive Komponente des Weltverhältnisses des Menschen und auch seines Selbstverhältnisses gefasst. Allerdings will sich die Postphänomenologie davor hüten, diese oder irgendwelche ihrer anderen Thesen in irgendeiner Weise essentialistisch, transzendentalistisch, ontologisch oder gar letztbegründend verstanden zu wissen. Deshalb auch der Marker ›post‹. Wenn im Gegenzug betont wird, dass man relationale und co-konstitutive Verhältnisse untersuchen möchte, so darf sich die Phänomenologiekundige fragen, ob dies tatsächlich so weit weg von der phänomenologischen Tradition ist und inwiefern es gar als neuer Fokus gelten darf. Aber, wir erinnern uns: Die Phänomenologie entwickelt sich in Absetzungsbewegungen. Eine Distanzierung gegenüber Früherem ist also notwendig, und das übliche Abschwören einer vermeintlich internalistischen, solipsistischen, letztbegründenden Phänomenologiekonzeption Husserls gehört einfach dazu. Sie findet in diesem Band – bis auf ein, zwei Texte – angenehmerweise sogar sehr unaufgeregt und oft bloß nur als Geste statt. Denn, wie so oft, liefert der kritisierte Husserl ja auch Konzepte und Methoden wie Intentionalität, Korrelation oder die eidetische Variation, die sich, richtig modifiziert, auch für die Postphänomenologie als sehr brauchbar erweisen.

Abgeschworen wird auch Heidegger, der in der Technikphilosophie und -kritik ja die wesentlich bedeutsamere Figur darstellt. Hier wird vor allem die negative und romantisierende Schlagseite seiner Technikkritik zurückgewiesen. Statt eines ›Wesens der Technik‹ untersuchen Postphänomenolog_innen lieber konkrete Techniken und Technologien und pflegen keine Gestell-Melancholie. Dies rührt auch von der pragmatistischen Komponente her, die Ihde von Anfang an mit seinem phänomenologischen Ansatz legiert – was ja in den USA tatsächlich zu einer prinzipiell anderen und neuen Heidegger-Lektüre geführt hat. Im Fall der Postphänomenologie verbindet sich dies zusätzlich mit einem Ethos des Empiriebezugs, wie auch im Unterkapitel zu postphänomenologischer Methodologie erläutert wird. Postphänomenologie versteht sich als ›empirische Philosophie‹, die ihr Analysematerial aus konkreten ›case studies‹ bezieht und darüber philosophisch reflektiert, wie sich in den je spezifischen technologiebestimmten Bezugsgefügen ein bestimmte Art von Welt und, korrelativ, eine bestimmte Art von Subjektivität und Intersubjektivität konstituieren (die Intersubjektivität habe ich hinzugefügt, sie kommt auch oft ein bisschen zu kurz

in den Analysen). Eine ›strikte‹ Methode gibt es dabei nicht, vielmehr ist auch hier, wie bei Maurice Merleau-Ponty, von Phänomenologie als einem ›Stil‹ die Rede.

Als zentrale Konzepte werden zunächst die von Ihde herausgearbeiteten ›Human-Technology Relations‹ vorgestellt, bekannt als ›embodiment-‹, ›hermeneutic‹, ›alterity‹ und ›background-relations. Während die Verkörperungsrelation durch das klassische Brillenbeispiel verdeutlicht werden kann, bei welchem die Technologie ›transparent‹ wird bzw. sich entzieht, ist die ›hermeneutische‹ Relation eine, die Deutung erfordert, wie etwa das Lesen eines Röntgenbildes. Stets geht es hier um Vermittlung, Verbildlichung und auch Weltbilderschaffung durch Technologien. Alteritätsrelationen decken das kommunikative und interaktive Spektrum derjenigen Mensch-Technologie-Beziehung ab, die etwa durch Interfaces gegeben ist (warum bezüglich des Schnittstellegebrauchs allerdings der in der Phänomenologie doch einigermmaßen aufgeladene Begriff der ›Alterität‹ verwendet wird, wird nicht ganz klar). Schließlich sind da die Hintergrund-Beziehungen, eine Art Rauschen der Technik im umwelthaften Kontext (die Klimaanlage!), was sich aber aufgrund von Habitualisierungen meist ebenso entzieht. In der weiteren Diskussion seien hier noch ›cyborg relations‹ (Verbeek) und ›Somatechnologien‹ hinzugekommen, die tiefer als die Verleiblichungsrelation gehen und komplett unerfahrbar werden, während sie Wahrnehmung und Weltbezug gleichwohl gestalten. Ein weiterer methodischer Zugriff erfolgt über die ›postphänomenologische Feldtheorie‹ (Rosenberger), die in Anlehnung an Aaron Gurwitschs ›Bewusstseinsfelder‹ Aufmerksamkeitsstrukturen, Sedimentationen und deren Feldkomposition, etwa in der Verwendung immersiver Technologien, untersucht.

Zentral ist für die Postphänomenologie auch, sich als ›relationale Ontologie‹ zu verstehen, indem statt von einer Subjekt-Objekt-Spaltung von einem intentionalen Bezug oder relationalen Vollzug ausgegangen wird und erst von da her rückwirkend Subjekt- und Objektpol bestimmt werden können. Was im Gegensatz zur Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) von Bruno Latour, auf die auch mehrfach Bezug genommen wird, betont wird, ist einerseits der stärkere Fokus auf ›Relationen‹ statt ›Akteure‹ und andererseits die Aufrechterhaltung einer Differenz zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren, bzw. erlebenden, verleiblichten Subjekten und Objekten ohne phänomenales Bewusstsein.

Schließlich bleibt als ein Schlüsselkonzept noch die sogenannte ›Multistabilität‹ zu erwähnen, die sich in dem vorliegenden Band auch als der Begriff erweist, der bei Weitem am stärksten eingesetzt, besprochen, überdacht und angewendet wird. Ihde selbst entwickelt ihn in Auseinandersetzung mit Husserls ›eidetischer Variation‹. Der Gründer der Phänomenologie wendete diese bekanntlich als Methode an, um in der Phantasie einen Gegenstand soweit durchzudeklinieren, bis sich dadurch seine Wesensmerkmale zeigen. Ihdes ›Entdeckung‹ (wie in diesem Band immer wieder betont wird) sei nun, dass sich im Falle von Technologien bei der Anwendung

der eidetischen Variation weniger so etwas wie ein ›Wesen‹ zeige, sondern vielmehr mehrere unterschiedliche Konstellationen, in denen eine Technologie sich in einer anderen Verwendbarkeit oder einem anderen Kontext als dem ursprünglichen als ›stabil‹ erweise. So weit, so gut. Doch das prominent präsentierte Beispiel des Heidegger'schen Hammers, der zwar zum ›Hämmern‹ gemacht ist, aber auch ein Kunstwerk, eine Mordwaffe oder ein Briefbeschwerer sein könnte, scheint dann für den ganzen begrifflichen Aufwand doch ein wenig trivial. Man fragt sich überhaupt im Laufe der Lektüre des Bandes, wenn die ›multistability‹ immer wieder in ganz unterschiedlichen Interpretationen auftaucht, ob die vorgeführte Analyseweise tatsächlich so revolutionär ist, oder ob wir nicht schon vorher wussten, dass Kontexte Bedeutungen und Verwendungen verändern können und man einen Gegenstand in verschiedenen sinnvollen Weisen auffassen kann, die ihn evtl. zu einem anderen ›Zeug‹ machen. In der klassischen Phänomenologie nennt man das auch ›Einstellungswechsel‹, ›unterschiedliche intentionale Bezugnahme‹ oder, passiver, ›Horizontverschiebung‹ – und es scheint ziemlich evident, dass schon Aristoteles klar war, dass wir Sein eben in verschiedenen Weisen aussagen und sich daher unterschiedliche Fokussierungen und Kontextualisierungen ergeben.

Nach diesem ersten, einigermaßen informativen Teil des Buches behandeln der zweite und dritte Teil ›Postphänomenologische Theorien‹ sowie ›Postphänomenologische Fallstudien‹. Im kurzen Abschlussteil kommen noch ›Kritische Gesprächspartner‹ zu Wort. Obwohl diese Einteilung durchaus Sinn macht und vielleicht ebenso systematisch hätte gefüllt werden können, ist man hier eher ein wenig an die typisch kontingente Zusammenstellung von Texten in einem Sammelband erinnert. Es geht nicht alles zusammen und vor allem der (zweite) Abschnitt zu den ›Postphänomenologischen Theorien‹ wirkt holprig.

Lenore Langsdorfs Aufsatz »Why Postphenomenology Needs a Metaphysics« (S. 45–54) verwirrt die Leserin gleich zu Beginn, denn die vorher sorgsam ausgearbeiteten Begriffe werden nun mit einer Terminologie konfrontiert, die ausgesprochen phänomenologiefremd ist. Dass sich die Ontologie mit dem ›Was‹ der Gegenstände und die Metaphysik mit dem ›Wie‹ der Prozesse auseinandersetze, kann man terminologisch vor einem Whitehead'schen Hintergrund verstehen, in phänomenologische Terminologie fügt es sich nicht ganz so gut ein. Dass die Autorin aber daraus schließt, dass die Phänomenologie nur Ontologie mit epistemologischer Ausrichtung sei, lässt umgekehrt darauf schließen, dass sie mit genetischer Phänomenologie nicht vertraut ist – ebensowenig wie mit Heideggers Ansatz, wenn sie meint, dass erst mit der Ethnomethodologie Garfinkels menschliche Praktiken in den Fokus der phänomenologischen Analyse gerückt worden wären. Es kann daher nicht sehr überzeugen, wenn sie der Postphänomenologie eine ›Metaphysik‹ anempfiehlt, die ›radikal rekonstruktiv‹ Wirklichkeit als Prozess von wechselseitig interaktiven Technologien

und menschlichen Praktiken versteht. Man hätte gemeint, das tut sie schon, ohne es freilich ›Metaphysik‹ zu nennen.

Kirk M. Besmers Aufsatz »What Robotic Re-embodiment Reveals about Virtual Re-embodiment: A Note on the Extention Thesis« (S. 55–72) ist dagegen eine schöne und genaue Analyse, die im Grunde mit dem Begriffsinstrumentarium von Merleau-Ponty auskommt – ein gutes Beispiel dafür, dass oft nicht so klar ist, was einen bloß phänomenologischen Ansatz von einem ›postphänomenologischen‹ trennt. Besmer argumentiert, dass zwei typische Formen des technologischen Re-embodiments (›virtual embodiment‹ im Falle eines Avatars z.B. bei Videospielen und ›robotic embodiment‹, im Falle von telerobotischen Systemen z.B. bei Telechirurgie) nicht mit der bekannten Analyse des Blindenstocks zu fassen sind: Während Werkzeuge in das Körperschema einverleibt werden und damit an propriozeptiver Wahrnehmung teilhaben, ist dies in der virtuellen und robotischen Verleiblichung nicht der Fall, was an einem pathologischen Fall des Verlusts von Propriozeption analog gezeigt wird. Hier ändert sich vielmehr das imaginierte Körperbild. Die Verleiblichung des Joysticks ist daher eine andere als die Art und Weise, ›im‹ Körper eines Avatars zu sein. Der anschließende Aufsatz »Thinking Technology with Merleau-Ponty« (S. 73–84) von Aud Sissel Hoel und Annamaria Carusi möchte Merleau-Ponty noch weiter technikphilosophisch erschließen und behandelt dafür vor allem sein Spätwerk.

Dann erfolgt ein weiterer Sprung zur postphänomenologischen Filmanalyse. Marie-Christine Nizzi will in »Movies and Bodies: Variations of the Embodied Self in Science-Fiction Techno-fantasies« (S. 85–104) zeigen, dass Science-Fiction Filme populärkulturelle Meditationen über das Verhältnis von Geist und Körper nicht nur zum Gegenstand haben, sondern auch sind. Für wie wichtig für eine Konzeption des Selbst halten wir den biologischen Körper im kontinuierlichen technologischen Fortschritt? In Kurz- und Kürzestanalysen von *Avatar*, *Captain America*, *Limitless*, *Blade Runner*, *Surrogates*, *Transcendence*, *Watchmen* und *Gentle Seduction* soll gezeigt werden, dass das Selbst ein ›multistabiler‹ Begriff ist. Am Ende hat man aber doch das Gefühl, dass da zu viel über einen Kamm geschoren wurde und ›embodiment‹ vielleicht nicht immer der entscheidende Punkt der jeweiligen Technophantasie war.

Fernando Secomandi setzt sich anschließend in dem Text »Bodies as Technology: How Can Postphenomenologists Deal with the Matter of Human Technique?« (S. 105–122) intensiv mit Ihdes Differenzierung zwischen Leibkörpern und Technologien auseinander und versucht im Gegenzug, den Körper selbst als eine ›Technologie‹ begreifen – statt wie Ihde nur von ›bodily skill‹ zu sprechen. Die Intention dabei, Foucaults Theorem von den ›Technologien des Selbst‹ in Ihdes technologisches Begriffsuniversum einzuschreiben, ist sicher nicht uninteressant. Aber die Frage ist, ob sich hier nicht die Begrifflichkeiten verwischen, wenn von ›Technologien‹ die Rede ist. Den Körper im Ihde'schen Sinn als eine Technologie zu begreifen, läuft ein

wenig Gefahr, den Körper bloß als ›trainierbares‹ Objekt zu begreifen, zu dem ich in einer ›Relation‹ stehe. Die Frage bleibt: Wer ist hier ›ich‹?

Den Theorieteil schließt ein gelungener Aufsatz von Asle H. Kiran über »Four Dimensions of Technological Mediation« ab, der vier ambivalente Strukturen aufzeigt, die trotz aller Ablehnung eines ›Wesens der Technik‹ doch ein wesentliches Merkmal technologischer Vermittlung darzustellen scheinen: als vergrößernd/reduzierend (epistemologisch: Beispiel Mikroskop), verhüllend/enthüllend (ontologisch: Beispiel Zeugcharakter), befähigend/beschränkend (praktisch: Beispiel iPad), integrierend/entfremdend (ethisch: Care-Roboter). In vielen Beispielen wird überzeugend die Ambivalenz technologischer Mediation gezeigt. Dieser Beitrag löst wohl am ehesten ein, was die programmatische Überschrift »Postphenomenological Theories« (S. 123–140) verspricht. Als Gesamteindruck bleibt aber eher ein disparates Bild von diesem Teil, was verständlich ist, wenn von verschiedenen Seiten an einem Themenbereich gearbeitet wird. Gleichwohl: ›Theorien‹ sind das auch in der Zusammenschau eigentlich nicht, eher verschiedene theoretische Überlegungen und sehr spezifische Analysen.

Vergleichsweise gelingt es besser, im dritten Teil der ›Postphenomenological Cases‹ die neueste postphänomenologische Forschung vorzustellen. Den Anfang macht Yoni Van Den Eede, der in »Tracing the Tracker: A Postphenomenological Inquiry into Self-Tracking Technologies« (S. 143–158) Technologien des Self-Tracking mit postphänomenologischen Methoden analysiert. Hier wird Ihdes Differenzierung zwischen ›Körper eins‹ und ›Körper zwei‹ relevant, wobei ersterer den erlebten Leib und ›Körper 2‹ den ebenso erlebten, aber sozio-kulturalisierten Leibkörper meint. Letzterer soll offener für eine Foucault'sche Analyse normativer Selbstformierung sein, in der ich gleichsam kreativ an meiner Selbstüberwachung teilhabe. Van Den Eede fragt sich, welche Art von Wissen diese Technologien eigentlich kreieren, indem dieses Selbst sich selbst ›tracked‹, was niemand anderer tun kann (es gibt hier eine dreifache Struktur: erstpersional: gefühlter Leib, zweitpersonale: ›Data-Double‹, drittpersonale: Alterität, Tracker als Trainer). In gewisser Weise endet die durchaus kritische und vielschichtige Betrachtung aber überraschenderweise damit, dass jeder selbst über den ›multistabilen‹ Gebrauch zu entscheiden habe – eine Art existenzialistischer Solipsismus im Self-Tracking oder doch ein liberales Subjekt?

In »A Century on Speed: Reflections on Movement and Mobility in the Twentieth Century« reflektiert Søren Riis in einem anregenden Aufsatz das Jahrhundert der Geschwindigkeit, inklusive dessen futuristischer Lobpreisungen und einer kleinen Kulturgeschichte der Geschwindigkeit. Und wieder geht es um die Multistabilität, die Riis durch das Paradigma der Beschleunigung nicht ganz zu Unrecht teilweise zu einer Instabilität zerfallen sieht, was auch einen neuen Blick auf sozio-technologi-

sche Phänomene erlaubt. Eigentlich hätte dieser Aufsatz gut in den ersten Teil gepasst, weil er Grundlegendes in der Theorie reflektiert.

»Searching for Alterity: What Can We Learn From Interviewing Humanoid Robots?« (S. 175–190) von Frances Bottenberg ist hingegen ein Paradebeispiel für eine tatsächliche Fallstudie, in der Interviews mit dem »most sentient humanoid robot« (S. 176) namens Bina48 analysiert werden. Bottenberg kommt zu dem Schluss, dass die Interviewpartner (drei Journalist_innen, die über Bina48 berichten), sehr schnell bereit sind, sich einzufühlen, wenn es nur Mindestanzeichen von »Kontaktaufnahme« (wie »Augenkontakt«) gibt, und irritierende Erfahrungen sprachlich eher als »Beinträchtigungen« in Analogie zu Menschlichem statt als bloßes nicht-Funktionieren der Maschine artikulieren. Dieses Verhalten sagt im Endeffekt mehr über uns aus als über die humanoide Maschine: als Super-Empathiewesen fühlen wir uns ein, wo es nur irgendwie geht. Chris Kaposy dreht anschließend in »Postphenomenology of the Robot Medical Student« (S. 191–202) den Spieß um und zeigt anhand der Ausbildungstechniken in der Medizinethik, dass Studierende am Paradigma der Überwachung, Programmierung, Standardisierung und Simulation didaktisch im Grunde wie programmierbare Roboter konzeptionalisiert werden und Programmprozedere statt Urteilskraft erlernen. »Dr. Ethics« also – ein Programm aus dem 1990er Jahren, das sich nicht lange hielt, in menschlicher Neuauflage?

Wieder eine Anwendung des Begriffs der »multistability« finden wir in einem weiteren medizinethischen Aufsatz »Mediating Multiplicity: Brain-Dead Bodies and Organ Transplant Protocols« (S. 203–214) von Adam M. Rosenfeld. Dieser versteht Multistabilität dahingehend, dass man gehirntote Körper in verschiedenen Hinsichten betrachten kann, nämlich als lebende aber nicht erstpersonal erlebte Körper, als potenzielle multiple Organspender oder als absente Personen – und dass diese Betrachtungsweisen auch in verschiedenen klinischen Praktiken und Protokollen zum Einsatz kommen. Muss man für diese Analyse aber tatsächlich im Besitz des Begriffs der Multistabilität sein? Dessen ungeachtet lautet Rosenfelds Argumentation, dass eine bloß Cartesianische Schematisierung der Körper von Organspender_innen für die Beschreibung der angewendeten klinischen Praktiken zu kurz greift – und damit hat er wohl recht.

Der wohl schwächste Aufsatz des Bandes »Towards a Hermeneutics of Unveiling« (S. 215–226) von Jan Kyrre Berg Friis beschließt den Fallstudien-Teil. Nach einem kurzen undifferenzierten Rundumschlag gegen Husserl schwenkt der Autor auf eine dem eigenen Anspruch nach Gadamer'sche Hermeneutik des Lesens von Röntgenbildern um, was er mit empirischen Studien in einem Kopenhagener Krankenhaus zu untermauern vermag. Er bezieht sich dabei auch auf Ihdes wissenschaftstechnologische Kernanalysen zur technologischen Übersetzungsleistung von Welt in Bilder (sogenannte »imaging technologies«), welche als »material hermeneutic process« beschrieben wird. Was bei aller Hermeneutik jedoch merkwürdig na-

turalistisch dazwischenfunkt, ist, wenn Berg Friis von einem »primären Wahrnehmungsmodus« ohne Bewusstsein spricht, wo »das Gehirn zu voreiligen Schlüssen springt« (vgl. S. 221). Wie dies mit einem Gadamer'schen ›unveiling‹ methodisch zusammengehen soll, bleibt unklar.

Schließlich lässt der vierte Abschnitt ›critical interlocutors‹ zu Wort kommen, also Technikphilosoph_innen, die sich nicht als Postphänomenolog_innen verstehen. Es handelt sich dabei um durchaus wohlgesonnene Gesprächspartner_innen, besonders kritisch oder gar kontrovers ist dieser Abschnitt also nicht. Bei allen gibt es aber die Tendenz, auf die politische und gesellschaftskritische Dimension hinzuweisen. Es wäre falsch, dies als einen ›blinden Fleck‹ der Postphänomenologie hinzustellen, da auch im vorliegenden Band immer wieder kritische Perspektiven eingenommen werden. Im Zentrum stehen sie allerdings nicht, vor allem nicht methodisch. Die dezent vorgetragenen Anmerkungen weisen also vielleicht auf ein noch zu erschließendes Potenzial hin.

Wiederum in Anspielung auf den »Gestalt Switch« (S. 229ff.) der Multistabilität kommentiert Andrew Feenberg Ihdes Buch *Postphenomenology and Technoscience*⁵ und gibt dabei auch noch einmal eine griffige Zusammenfassung von Ihdes Hauptthesen. Indem er auf Lukács' und Heideggers gemeinsamen neukantianischen Hintergrund der Technikkritik als ›Verdinglichung‹ hinweist, schlägt er eine gesellschaftskritischere Lesart mit politischen Implikationen an, die auch der kapitalismuskritischen und epochalen, das heißt seinsgeschichtlichen Analysedimension etwas abgewinnen kann. ›Think bigger‹ scheint die Botschaft an die Postphänomenologie zu sein, auch wenn Feenberg sich klar wertschätzend für Mikroanalysen ausspricht.

»Postphenomenology with an Eye to the Future« (S. 227–236) von Diane P. Michelfelder mahnt an, dass die Weltanalysen in den ›human-technology-world-relations‹ weitgehend zu kurz kommen, was man durchaus nachvollziehen kann. Und auch sie bezieht sich ironischerweise auf Heidegger und seine Analysen der ›Welt‹ als einen Gesamtzusammenhang, der soziale und politische Praktiken bedeutsam sein lässt und gleichzeitig im ›Man‹ formiert. Postphänomenologie könne zwar so weitermachen wie bisher und sich ›hands on‹ mit konkreten empirisch fundierten Studien beschäftigen. Ein zweiter Weg wäre aber, sich einer spekulativeren Analyse zu widmen, die nicht mehr erfahrungsbasiert arbeiten kann, weil sich viele Technologien mittlerweile der Erfahrbarkeit entziehen, dennoch aber ›Welt‹ für uns konstituieren. Gerade dadurch könne man kritisch fragen, inwieweit Erfahrbarkeit überhaupt noch den Weltbezug herstellt.

Albert Borgmann macht den Abschluss mit »Stability, Instability, and Phenomenology« (S. 247–253), indem er noch einmal die Multistabilität befragt. Dies ge-

5 Don Ihde: *Postphenomenology and Technoscience. The Peking University Lectures*, New York 2009.

schiebt hinsichtlich der Schlagworte ›globale Erwärmung‹, ›globale Gerechtigkeit‹ und ›Cyberspace‹, die als moralische und politische Anliegen genauso wie Technologien unsere Lebenswelt prägen und technologische Phänomene und Verwendbarkeiten ›kippen‹ lassen könnten. Dieser Einfluss durch moralische Diskurse und politische Bewegungen ist hinsichtlich der oft immanent verlaufenden technologischen Analysen scheinbar äußerlich. Man könnte und müsste ihn aber sogar durchaus mehr in das Framework der Multistabilität einbeziehen.

Postphenomenological Investigations bietet insgesamt ein informatives und sympathisches Zeugnis einer Gruppe, die sehr intensiv zu kommunizieren scheint, der Theorie am Herzen liegt und die gleichzeitig immer nach konkreten, empirisch fundierten Analysen strebt. Man kann von einem Sammelband nicht die systematische Kohärenz einer Monographie verlangen. Die diesbezüglichen Kritikpunkte gehen also über Standardforderungen hinaus und beziehen sich insbesondere auf die Versprechungen, die der gelungene erste Teil des ›Field Guides‹ geweckt hatte. ›Postphänomenologie‹ ist auf dem Weg, eine etablierte Theorie in den STS zu werden und scheint die ANT auch sinnvoll zu ergänzen. Was den Jahrbuchgründer vielleicht trotz aller Abtrünnigkeit gefreut hätte: Im Ganzen erweist sich hier nicht zuletzt ›klassische‹ Phänomenologie als multistabiler Diskurs.